

Spannung aus Tradition und Gegenwart

Zum Tod des Dirigenten
Christoph von Dohnányi

VON ELISABETH RICHTER

Vermutlich hätte es Christoph von Dohnányi gefallen, wie die neue Leitung der Hamburgischen Staatsoper den Auftakt in ihre erste Saison gestaltet. Mit einem Experiment: mit Robert Schumanns Oratorium „Das Paradies und die Peri“, inszeniert als Oper. Hier geht es um brisante Themen unserer Gesellschaft, unter anderem um Empathie, etwas, das völlig aus dem Blickfeld der Mächtigen der Welt geraten ist. Das Eröffnungswochenende war außerdem prallvoll gestaltet mit einem spannenden Begleitprogramm, darunter eine prominent besetzte Diskussion zum „Verhältnis Kunst und Krise“ sowie die Premiere der Kinderoper „Die Gänsemagd“ von Iris ter Schiphorst, inszeniert vom neuen Intendanten Tobias Kratzer. Kinderoper soll künftig Chefsache sein.

„Mit den Füßen auf dem Boden der Tradition, den Kopf frei für die Gegenwart“ – das war ein Leitspruch des am 6. September 2025, kurz vor seinem 96. Geburtstag, verstorbenen Christoph von Dohnányi. Als Intendant und Generalmusikdirektor der Hamburgischen Staatsoper, von 1977 bis 1984, setzte er sich vehement für ein zeitgemäßes Musiktheater ein, wie schon zuvor auf seinen Chefpositionen in Lübeck, Kassel und Frankfurt. In

Hamburg traf Dohnányi bei den Kulturverantwortlichen und bei manchen Musikern im Orchester auf wenig Resonanz, er verließ das Haus enttäuscht und artikulierte darüber 1984 in einem Essay seinen „Ekel vor dem wachsenden Spießertum in der Kunst“.

Christoph von Dohnányis Neugier und Anspruch, seine Haltung in der Kunst, sein Talent wurden ihm in die Wiege gelegt. Sein Vater, der Jurist Hans von Dohnányi, war Widerstandskämpfer und wurde hingerichtet. Seine Mutter Christiane war die Schwester des Theologen Dietrich Bonhoeffer, ebenfalls Widerstandskämpfer, ebenfalls von den Nationalsozialisten hingerichtet. Sein Großvater war der ungarische Komponist und Pianist Ernst von Dohnányi (1877-1960), Zeitgenosse von Bartók und Kodály. Geboren wurde Dohnányi am 8. September 1929 in Berlin, ein gutes Jahr später als sein Bruder Klaus von Dohnányi, der ehemalige Bundesminister und Hamburger Erste Bürgermeister. Christoph hätte nach der Familientradition Jurist werden sollen, er belegte das Fach auch in München nach dem Zweiten Weltkrieg, entschied sich aber 1948 ganz für die Musik und studierte Komposition, Klavier und Dirigieren.

Mit einem brillanten Kapellmeisterexamen in der Tasche setzte er in den Fünfzigerjahren seine Studien beim Großvater Ernst von Dohnányi in den USA fort und hatte Angebote, in Amerika zu dirigieren; doch er kehrte nach Deutschland zurück, um auf der „Ochsentour“ Erfahrungen zu sammeln.

Christoph von Dohnányi begann 1953 als Korrepetitor und Kapellmeisterassistent von Georg Solti an der Oper Frankfurt. 1957 wurde er der jüngste Generalmusikdirektor Deutschlands am Theater Lübeck, 1963 wechselte er ans Staatstheater Kassel und leitete 1964 auch das Kölner Rundfunk-Sinfonie-Orchester. Nur vier Jahre später ging Dohnányi zurück nach Frankfurt, diesmal als GMD und ab 1972 als Operndirektor. Mit einem Betriebsdirektor namens Gerard Mortier an der Seite lud er Schauspiel- oder Filmregisseure ein, Oper zu inszenieren. Namen wie Klaus Michael Grüber, Hans Neuenfels, Volker Schlöndorff oder Achim Freyer sollten sich einprägen. Hier entstand auch der Nährboden für die „Ära des Neuen Musiktheaters“ unter seinem Nachfolger Michael Gielen ab 1977/78. Da war Dohnányi schon nach Hamburg gewechselt, wo er mit jungen Theaterregisseuren wie Luc Bondy, Herbert Wernicke oder Jürgen Flimm zusammenarbeitete. Programmatisch war ihm die Spannung zwischen Experimentellem und Bekanntem ein Anliegen. Klassiker erhielten einen neuen Blick durch ungewohnte Inszenierungen, Zeitgenössisches bot Kontrast zu Repertoirewerken. Schönbergs „Moses und Aron“ oder Bergs „Lulu“ standen Beethovens „Fidelio“ oder Bizets „Carmen“ gegenüber.

Das mühsame Miteinander mit Betriebs-, Aufsichtsrat und Orchester sowie mangelnder Handlungsspielraum bewogen ihn, Hamburg 1984 zu verlassen und Chefdirigent des Cleveland Orchestra zu werden. Es wurden 18 grandiose Jahre in den USA. Dreimal wurde von Dohnányis Vertrag verlängert, zuletzt auf unbestimmte Zeit. 1993 adelte das *Time Magazine* das Orchester als „the best band in the land“. Auch hier setzte Dohnányi seine kontrast- und spannungsreiche Programmgestaltung fort, bis er 2002 die Leitung abgab.



FOTO: CHRISTIAN MICHELIDES / CC BY-SA 4.0

Zahlreiche Weltklasseorchester und -opernhäuser luden Christoph von Dohnányi als Gastdirigenten ein, darunter die Berliner, die Wiener oder die New Yorker Philharmoniker, das Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks, die Met und die Wiener Staatsoper. Außerdem war Dohnányi als Principal Conductor dem Philharmonia Orchestra London verbunden, lange arbeitete er auch mit dem Orchestre de Paris. 2004 kehrte er noch einmal für sieben Jahre nach Hamburg zurück, als Chefdirigent des NDR Sinfonieorchesters. Er setzte sich auch intensiv für den Bau der Elbphilharmonie ein.

Viele Tondokumente zeigen Christoph von Dohnányis analytischen, auf strukturelle Durchsichtigkeit zielenden Zugang zu den Partituren. Dabei fehlt nie die Wärme im Orchesterklang und manchmal, wenn nötig, auch romantische, wohltdosierte Opulenz – zu hören etwa in „Rheingold“ und „Walküre“ mit dem Cleveland Orchestra (Decca). Sie sind Teil einer Box mit vierzig CDs mit

sämtlichen Aufnahmen mit dem Cleveland Orchestra. Die stilistische Spanne reicht hier von Mozart, Schumann oder Bruckner bis zu Janáček, Birtwistle oder Lutosławski. Ähnlich vielfältig ist die 31-CD-Box „Vienna“ (Decca) mit Orchestern wie den Wiener Philharmonikern, die Dohnányi in Oper und Konzert über hundertmal leitete, den Wiener Symphonikern, dem Orchester der Deutschen Oper Berlin und dem Concertgebouworchester. Neben einer DVD mit Strauss’ „Salome“ bringt die Box Werke von Boccherini und Beethoven über Rossini und Mendelssohn bis Henze und Alban Berg. Bei dessen „Lulu“ übernahm etwa Christoph von Dohnányis damalige Ehefrau Anja Silja die Titelpartie. Zu exzessiv-überschwänglichem Musizieren neigte Christoph von Dohnányi nicht, die größten Seelendramen hatten bei ihm immer ein Korrektiv, aber niemals Kälte. Kennzeichnend waren Klarheit, inneres Gleichgewicht, Klugheit und Noblesse, ein Ringen um musikalische Wahrheit. ■